Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 6. Bromberg, den 9. Januar 1930.

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(21. Fortsetzung.

„Jetzt geht's ans Leben!“ schrie der Doktor, indem er im vollen Regen auf die Füße sprang. „O, du grundgütiger Himmel, wenn wir nicht morgen früh zum Tod erkältet sind, gibt's keine Anzeichen mehr! Und wo soll hier ein Mensch schwitzen?“

„Schwitzen?“ sagte Reiwald, „mir schlagen die Zähne aufeinander, als ob es mir die Kinnladen zersprengen wollte. Wenn wir nur noch einen Tropfen von dem Kognak übrig gelassen hätten!“

„Ja, aber hier können wir doch nicht die Nacht verbringen?“ rief der Doktor in Verzweiflung.

„Wenn Sie ein Wirtshaus in der Nähe wissen, Doktor,“ bemerkte Reiwald mit einer Unheil verkündenden Resignation, „so bin ich gern erbötig, Sie zu begleiten.“ Der Doktor erwiderte nichts weiter; er wickelte sich, so fest das irgend gehen wollte, in seinen Mantel und blieb im vollen Regen stehen; er konnte sich nicht einmal rühren, denn bei der geringsten Bewegung lief ihm ein Fieberfrost über den ganzen Leib. Reiwald hielt es jedenfalls nicht länger am Boden aus. Seinen Mantel um sich her raffend, tappte er am nächsten Hang hin, ob er vielleicht einen Stein fände, auf den er sich setzen und so den Morgen erwarten könne. Jetzt goß es aber vom Himmel nieder, was eben herunter wollte, es regnete nicht mehr, es schüttete; selbst die Mäntel schützten sie nicht länger gegen diese Flut; und wenn der Wind dabei nur nicht so eisig gewesen wäre, aber sie fanden es in der Tat nicht möglich, sich auch nur einigermaßen zu erwärmen.

„Alle Teufel!“ sagte da der Doktor plötzlich, der an ihr übriges Gepäck dachte, „wo sind denn nur unsere Gewehre? Die lehnen ja wohl draußen im Freien? Na, denen werden die Läufe wohl voll Wasser laufen.“

„Wenn sie voll sind, läuft's auch oben wieder heraus“, brummte Reiwald. „Um die sollen wir uns jetzt wohl auch noch kümmern?“

Der Doktor antwortete nichts weiter; er war sich bewußt, daß er keine Hand nach ihnen ausgestreckt hätte, und wenn sie in dem Augenblick vorbeigeschwommen wären. Nur den einen Gedanken hatte er, sich still und regungslos zu halten, denn bei jeder Bewegung, die er machte, fühlte er sein vollständig durchnäßtes Zeug am Körper. Er hatte das ganze Unwetter nur für einen Schauer gehalten, weil es eben so heftig einsetzte und so entschieden auftrat, auch überhaupt noch keine Ahnung, wie es in diesen Gegenden regnen kann (es fällt dort etwa fünfmal so viel Wasser vom Himmel, als bei uns mit nahezu gleicher Anzahl Regentage) — er wäre sonst wirklich nicht mit herübergekommen, — heute nacht sollte er es erfahren. Ununterbrochen strömte die Flut herab; überall neben, hinter und vor sich konnte er kleine plätschernde Bäche hören, — denn zu sehen war nichts, — die von dem Berg heruntersprangen, und so standen die beiden unglücklichen Deutschen, vor Frost klappernd und wie aus dem Wasser gezogen, dabei müde zum Umsinken, in dem Toben der Elemente und verwünschten sich und ihr Geschick.

15. Schattenseiten.

Endlich brach der Morgen an, und mit dem ersten Grauen desselben ließ der Regen nach. Tief aus dem Tale herauf stiegen die Nebel in weißen Schwaden höher und höher, bis sie fast zu der Stelle reichten, auf welcher sie sich befanden, und als es hell wurde, bot sich ihnen ein wunderbarer Anblick.

Das Land zu ihren Füßen war vollständig verschwunden und wie ein weites Meer von milchigen Wellen, die ineinander schoben und drängten, und, so weit das Auge reichte, keinen anderen Gegenstand erkennen ließen, breitete es sich unter ihnen aus. Prachtvoll wurde das Schauspiel, als etwas später die Sonne aus den zerrissenen Wolkenschleiern und über diese Masse emporstieg und einen rosenroten Schimmer darüber ausgoß. Zu jeder anderen Zeit wären die Deutschen auch entzückt gewesen, — heute warfen sie kaum einen Blick darauf, so beschäftigte sie einzig und allein ihr eigenes Elend. Da trat Meier zu ihnen.

„Na,“ rief er aus, „das war ein Glück, daß wir gestern wenigstens noch bis hierher gekommen sind, denn nach dem Guß hätten wir den Witchi-Leufu im Leben nicht passieren können, und säßen jetzt vielleicht eingekeilt zwischen einer Biegung und einem steilen Felsen, an der anderen Seite. Wer jetzt nicht hüben ist, kommt auch diesen Winter nicht mehr herüber.“

„Ich wollte“, knurrte der Doktor, „daß Ihr Witchi-Leufu und Ihre Otra Banda und Ihr ganzes Patagonien der Teufel holte, sobald er Lust hätte. Daß ich Esel mich zu einer solchen „Vergnügungstour“ bereden ließ, — es ist rein lächerlich.“

„Alle Wetter!“ rief Meier mit der unschuldigsten Miene von der Welt, „Sie sind wohl die Nacht über naß geworden?“

„Nein,“ sagte Reiwald, „nur feucht, — ich habe etwa vier Zoll Wasser in den Stiefeln.“

„Ja, wo, um Gottes willen, haben Sie denn aber geschlafen?“ rief Meier verwundert, indem er sich nach ihrem Bett umsah, aber nur die Sättel vollkommen durchweicht auf dem Boden bemerkte, während die Decken etwas tiefer in die Büsche hineingeschwemmt waren. „Es ist Ihnen doch nicht eingefallen, sich gestern abend bei dem drohenden Regen in diese Mulde hineinzulegen?“

„Und wo sonst hin?“

„Ja, aber du lieber Gott, da haben Sie ja das ganze Wasser von beiden Berghängen bekommen! Das war ja nichts als ein ausgetrockneter Bach, der jetzt den ganzen Winter wieder laufen wird; und es ist nur ein reines Wunder, daß Sie nicht vollständig zu Tal gewaschen sind.“

„Und wo haben Sie geschlafen, wenn man fragen darf?“ murrte Pfeifel.

„Da sehen Sie dort“, rief Meier, — „wo die andern lagen; überall auf hohen Stellen. Gegen den Regen kann man sich schützen, aber nicht gegen Unterwasser.“

„Es ist mir nur lieb", meinte Reiwald, „daß Sie uns jetzt davon in Kenntnis setzen. So viel weiß ich aber, ich nehme mein Packtier und reite zurück, solange ich noch Lebensmittel habe, — ich danke Ihnen für Ihre Pampas."

„Aber liebster, bester Herr", sagte Meier gutmütig, „wie wollen Sie denn nach dem Regen zurück? Wissen Sie, daß der Witchi-Leutfu heute morgen ein reißender Strom ist, der Felsblöcke wie ein halbes Haus mit sich hinabrollt?"

„Wenn ich den verfluchten Namen nur nicht mehr hören müßte!" schimpfte der Doktor. „Aber Reiwald hat recht, — seien Sie vernünftig, Meier, und kommen Sie mit uns zurück. Sie kennen den Weg, und in zwei Tagen können wir wieder bei unserem betrunkenen Freund Kazuante, in drei oder vier mehr in aller Behaglichkeit in Valdivia sein."

„Wenn wir nicht unterwegs ersaufen," nickte Meier; „nein, das lassen Sie sich vergehen, damit ist's nichts. Sehen Sie, wie die Wolken von Norden nach Süden hinunterziehen, das ist ein sicheres Zeichen, daß noch mehr dahinter steckt und der Regen tüchtig eingesetzt hat. Später macht sich's vielleicht, aber die Zeit müssen wir jetzt erst jedenfalls abwarten."

„Wenn Sie das aber vorher wußten, warum sind Sie denn mitgegangen?"

„Bah, das bißchen Regen!" sagte Meier gleichgültig. „Einmal in den Pampas unten, ist's auch nicht so arg. — Der Wind geht dort allerdings manchmal, als ob er einen vom Pferd herunterblasen möchte, aber regnen tut's dort nicht so viel wie an der anderen Seite. An der Mayhue-Lagune schwimmen sie jetzt."

„Und wir hier wohl nicht?" klagte Reiwald. „Sehen Sie, wie wir zugerichtet sind."

„Alle Wetter, ja," sagte der gutmütige Meier, „das müssen wir abändern. Ziehen Sie einmal Ihr Zeug aus und pressen Sie es aus, nachher trocknet es rasch auf dem Leibe, und dort drüben haben sie auch richtig ein Feuer angemacht, — da wollen wir denn noch eins gleich daneben machen, daß Sie nur erst einmal wieder warm werden. Und warten Sie, — ich habe noch eine Flasche Schnaps bei mir, die ich dem Kaziken ausgeführt. Ich ließ mir mein Horn immer füllen und goß es dann heimlich hinein, der wärmt." Er sprang rasch zu seinem Lagerplatz und brachte das Versprochene, und selbst Reiwald, der früher so auf den Branntwein geschimpft, glaubte heute morgen, daß er lange nichts getrunken, was ihm so gut geschmeckt habe und so vortrefflich bekommen würde. Die Not ist eine vortreffliche Lehrmeisterin und außerdem der beste Koch.

Meier begnügte sich aber nicht damit, — er zündete ihnen noch ein besonderes Feuer an und warf dünne Zweige darauf, die dort in Masse umherlagen; dann rang er ihre Satteldecken aus, so gut das gehen wollte, und hing sie an die Luft, und half ihnen ebenfalls mit ihren Mänteln und Kleidern, so daß er sie zuletzt wenigstens wieder in einen einigermaßen erträglichen Zustand brachte. Und wie sahen dabei ihre guten und vortrefflich gearbeiteten Gewehre aus! Meier lachte laut auf, als er sie am Bergabhang lehnen und bis oben an die Mündung voll Wasser fand. Ein ganzer Bach war die Nacht hindurch über sie hinweggegangen. Er schüttete sie aus und wischte sie oberflächlich ab, weiter war vorderhand nichts mit ihnen anzufangen.

Eine besondere Wohltat war es freilich, daß der Regen heute morgen nachgelassen, denn Reiwald wie der Doktor hätten sonst einen elenden Ritt gehabt. Vollkommen trocken wurden sie freilich nicht, aber bis das Frühstück bereitet war, fühlten sie sich doch schon wieder etwas menschlich. Als Reiwald schon im Sattel saß, schüttelte er mit dem Kopf; es war beinahe, als ob er sich selber nicht recht davon überzeugen könne, daß er wirklich wache, daß er das alles hier leiblich und lebendig erlebe. Es war ihm ein wüster Traum, und die Zukunft lag jetzt, — wo der Rückweg abgeschnitten — so schwarz und düster vor ihm wie nur je.

Indessen hatte Cruzado, der heute morgen pfiff und lachte und sich vortrefflich zu befinden schien, wieder begonnen, die Lasttiere zusammenzutreiben und zu packen. Er ging dabei mit außerordentlicher Vorsicht zu Werke und ordnete die Decken unter den Packsätteln immer selber, damit ja keins der Tiere wund gedrückt und dann auch bald unbrauchbar zu weiterem Dienst würde, und langsam trieben die Indianer die Pferde den allmählich abfallenden Hang hinunter und, wie es aussah, gerade in das milchweiße Meer hinein, das noch immer zu ihren Füßen ausgebreitet lag. Aber der Wind arbeitete schon darin und drängte und dehnte in der zähen Masse, bis er sich da und dort eine Öffnung riß und das Geschiebe auseinander preßte. Auch die hervorbrechende Sonne mochte jetzt das Ihrige dazu beitragen, den Nebel aufzuzehren oder niederzudrücken, — schon ließen sich an einzelnen Stellen dunkle Flecke erkennen, in denen graue Stellen der Pampas sichtbar wurden, — breiter und breiter dehnten sich diese aus, — nur noch wie ein dünner, fast durchsichtiger Nebel lag es auf der Ebene, und jetzt riß auch dieser und die ganze endlose Steppe lag wieder vor ihren Augen, und zwar scheinbar so nahe, daß sie sogar die einzelnen Teile derselben erkennen konnten.

Die Reisenden waren nämlich noch im Nebel an dem Hang hinabgestiegen, hatten ein Tal gekreuzt und einen andern, niedern Höhenzug erstiegen, der ihnen von dort aus einen freien Überblick über das unten liegende Land gewährte, da sie über die einzelnen noch dazwischen liegenden Hügel hinwegsehen konnten. Dort links erkannten sie nun einen großen Wasserspiegel, jedenfalls eine jener Lagunen oder einen jener Seen, die überall am Fuße jener Gebirge liegen und in denen sich die von diesen niederströmenden Wasser sammeln. Buschwerk oder Bäume wuchsen darum her, und auch dort zerstreut im niedern Land, wie sich leicht aus dem dunkleren Grün derselben schließen ließ. Schwarze Punkte waren da und dort dazwischen hingestreut, und der Doktor, der sein Tier einzügelte und sein Fernrohr darauf richtete, glaubte eine Anzahl Häuser zu unterscheiden, die auf der grünen Matte unmittelbar am See lagen; die Entfernung war aber noch zu groß, und als er Meier seine Beobachtung mitteilte, lachte dieser und meinte, verwünscht wenig Häuser würden sie dort unten finden. Er nahm aber doch das Glas und sah selbst hindurch; erst flüchtig, dann aufmerksamer, und da sein Pferd nicht ruhig genug stand, um irgend etwas durch ein Teleskop ordentlich und genau erkennen zu können, lenkte er es seitab, sprang aus dem Sattel und sah lange Zeit in die Ebene hinab. Aber gleich nachdem er nur einen einzigen Blick hindurchgeworfen, rief er schon Cruzado an seine Seite, und dieser hielt jetzt neben ihm und schien geduldig zu erwarten, was sein Gefährte da bemerke.

„Hört einmal, Cruzado," sagte dieser endlich, ohne noch das Auge vom Glas zu nehmen, „kommt einmal herunter und seht hier durch."

Der Halbindianer machte keine Miene, der Einladung Folge zu leisten. Er schüttelte nur mit dem Kopf und sagte: „Was ist's, Don Carlos?"

„Seht selbst einmal."

„Danke Euch, würde mir nichts helfen, ich kann durch die Dinger nie etwas anderes erkennen als Nebel, — meine Augen sind besser."

„Nicht wie das Glas hier, Mann, kommt einmal her."

Cruzado stieg vom Pferd, nahm das Glas und sah hindurch, aber so ungeschickt wie möglich. Er konnte nicht dazu gebracht werden, es dicht ans Auge zu halten, und wenn es ihm Meier dagegen drückte, machte er das Auge zu. Endlich schob er es zurück und brummte: „Ich weiß, daß ich mit den Dingern nicht fertig werde; sagt mir lieber, was Ihr seht. Was ist's?"

„Seht Ihr die dunklen Punkte an der Lagune da unten auf dieser Seite?"

„Das sind Apfelbäume," sagte der Halbindianer.

„Zelte sind's — dreißig oder vierzig wenigstens," erwiderte rasch der Deutsche. — „Zelte die Hülle und Fülle, und alle lassen sich noch nicht einmal erkennen. Da muß ein ganzer Stamm jetzt lagern."

„Tomando," nickte Cruzado, „wohl möglich, aber desto besser, desto sicherer kommen wir über die Lagune."

„Und finden nachher niemand am Limai. Wie sollen wir nach dem Regen, — und da hinten kommt's eben wieder aufs neue schwarz herauf, — über den angeschwollenen Strom setzen?"

Cruzado zuckte die Achseln.

„Wer weiß," sagte er lächelnd; „aber, Amigo, was schadet das? Aus Chile können sie nicht mehr zu uns heraus, und sie wären auch klug genug, sich nicht so weit herüberzuwagen, und das übrige, — ob wir ein paar Wochen oder Monate an dieser Seite vom Limai lagern oder an der andern, bleibt sich das nicht gleich?"

„Und welcher Häuptling mag dort unten liegen?" fragte Meier wieder. Cruzado wurde aber ungeduldig.

„Das weiß ich nicht," wiederholte er noch einmal, das Glas zurückgebend, und wieder in den Sattel springend, „macht fort, Companero, — die Packtiere sind schon ein ganzes Stück voraus." Und seinem Tier die Sporen einsetzend, trabte er den Hang schräg hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Sturm.

Von Georg Wagener.

Der Sturm heult aus Südwesten und peitscht den Regen gegen die Scheiben. Die kahlen Bäume biegen sich unter seinem gewaltigen Atem, und auf dem Dache klappern die Ziegel. In großen Pfützen steht das Wasser auf der Straße. Nur vereinzelte Menschen waten eilend hindurch, den Mantelkragen hochgeschlagen, den Oberkörper vorgebeugt.

Du sitzest am warmen Ofen und freust dich deiner Geborgenheit. Du nimmst die Zeitung zur Hand, die von der triefenden Botenfrau mit viertelstündiger Verspätung gebracht wurde, und liest mit dem erleichterten Gefühl des Unbeteiligtseins die Nachrichten über den Sturm, der seit Tagen tobt: Vier Dampfer bei den Scillyinseln gestrandet. Zwei Mann über Bord gespült. Elf Fischerboote vermißt.

Zwei Minuten lang verharren deine Gedanken bei diesen Meldungen, die dein an Sensationen gewohntes modernes Gemüt doch ein ganz klein wenig bewegen, und dann gehst du zu anderen Dingen über. Warum auch nicht? Das tobende Meer dort draußen liegt dir fern, und du kannst den Leuten doch nicht helfen.

Sei froh, daß du nichts hörst von der brüllenden See, daß du nicht selbst zu sehen brauchst, wieviel Kummer, Elend und Kompf aus diesen kurzen Zeitungsnachrichten spricht. Elf Fischerboote werden vermißt. Du hast sie vielleicht im Sommer bei Ebbe friedlich auf dem Strand liegen und dann im Schein der sinkenden Abendsonne auf das leicht bewegte Meer hinausfahren sehen. Deine Sehnsucht mag mit ihnen geflogen sein, hinaus in die schimmernde Weite.

Doch das Bild von heute kennst du nicht. Bei klarem Dezemberwetter sind die Boote ausgefahren: „In zwei Tagen kommen wir wieder." Aber am zweiten Abend heult der Sturm über die Küste, und haushoch schlagen die Brecher gegen den gemauerten Strand. Ihr Donnern reißt die Daheimgebliebenen aus den Betten. Sie stehen am Strand und starren in die Nacht hinaus. Die Kleinsten hängen sich den Müttern zitternd an den Rock und schreien bei jedem erneuten Krachen. Wie beim Sprengen einer Mine steigt der Gischt kerzengerade in die Höhe, und wenn die Welle verrinnt, klafft eine Lücke in den Quadern der Mole. Der Sturm peitscht den Harrenden den Regen ins Gesicht. Sie starren und hoffen. Sie wissen, daß sie denen dort draußen nicht helfen können, und weichen doch nicht. Wenn der graue Morgen tagt, wirft die Brandung Planken an den Strand, und drei Frauen haben die Gewißheit, daß ihre Männer, ihre Söhne nicht lebend zurückkehren. Und die anderen elf Boote? Niemand weiß, ob sie auf hoher See Schutz vor der alles vernichtenden Brandung gesucht haben oder ob sie irgendwo zerschellten.

Der Dampfer Radyr ist an der Küste von Nord-Devonshire gestrandet. So liest du in der Zeitung. Weißt du, was diese wenigen Worte bedeuten? Eine erschütternde Tragödie. Ein Leuchtturm schickte seine warnenden Blitze in die Sturmnacht hinaus „Meidet das Land! Flieht die Küste!" Doch was hilft das stumme Schreien seines Blinklichts, wenn der Orkan aus dem Westen den Dampfer widerstandslos vor sich her treibt, auf die Klippen zu? Am Strande stehen die durch Funkspruch herbei gerufenen Mannschaften der beiden Rettungsboote von Clovelly und Appledore zwischen der zitternden Menge. Immer wieder versuchen sie, ihre Fahrzeuge zu Wasser zu bringen. Die haushohe Brandung vereitelt alle ihre Bemühungen. Die Dämmerung steigt nach schier endlos scheinendem Warten herauf, und nun sehen die am Strand den kämpfenden Dampfer. Er sitzt auf der Klippe, die Wellen schlagen über ihn, zertrümmern die Reling, reißen das Ruderhaus über Bord. Atemlos starren die am Ufer Wartenden hinüber. Ein Rettungsboot des Dampfers will anscheinend den Versuch machen, das Land zu erreichen. Vier Mann nehmen Platz darin. Doch kaum berührt der Kiel das Wasser, da schleudert eine Welle das Boot gegen die Schiffswand und zerschellt es. Frauen schlagen am Strand die Hände vor die Augen, und auch die Männer wenden sich ab. Gibt es ein fürchterlicheres Gefühl als dem Todesringen anderer Menschen machtlos zusehen zu müssen? Zum letzten mal versuchen die Rettungsmannschaften mit ihrem Boot den Ringenden dort draußen Hilfe zu bringen. Umsonst. Dann kommt das Ende. Ein neuer Wellenberg stürzt sich über den Dampfer, verhüllt ihn im spritzenden Schaum. Und wie der Gischt versprüht, suchen die am Strand vergebens nach dem Schiff. Wenn der Sturm ausgetobt hat, werden die Leute von Appledore 25 Tote auf ihrem Friedhof begraben. Das Meer behält ja die Toten nicht.

„Die Mannschaft des Dampfers Ornais, der vor den Scillyinseln strandete, konnte gerettet werden." Auch nur eine einfache Meldung, und doch künden diese kurzen Worte eine Heldentat wie sie selten ein Mensch vollbringt. Draußen auf den Klippen liegt der Ornais. Auch ihm können die Rettungsmannschaften keine Hilfe bringen. Es wäre ihr sicherer und nutzloser Tod, wollten sie sich mit ihrem Boot in den sprühenden Hexenkessel zwischen den Uferfelsen wagen: „Sie sind verloren. Hilfe ist unmöglich!" — „Unmöglich?" denkt ein junger Mann. Laity heißt er. „Unmöglich kann man nur sagen, wenn das Letzte versucht worden ist." Er wendet sich an den Kapitän des Rettungsbootes: „Vielleicht gelingt es mir, dort über die Klippen zu kriechen und dann den Dampfer schwimmend zu erreichen." Die Rettungsmannschaft hält es für ihre Pflicht, den Jungen auf die Nutzlosigkeit des Opfers hinzuweisen: „Du kannst nicht zum Schiff kommen. Dein Tod ist sicher." — „Ich will wenigstens den Versuch unternehmen." Sie halten ihn nicht mehr und binden ihm eine Leine um die Hüften. Dann kriecht er zwischen die Klippen, die erste Welle wirft ihn gegen den Fels. Er liegt einen Augenblick still, läßt sie über sich hinweg rollen. Nun springt er vor, gleitet, hält sich mit den Händen fest, kriecht weiter. Eine neue Welle spült über ihn hinweg. Er scheint verloren. Doch plötzlich taucht er weiter draußen auf.

Das Wunder, an das niemand glauben wollte, gelingt. Laity liegt draußen auf der letzten Klippe. Dann läßt er sich mit einer zurückflutenden Welle ins Wasser gleiten. Sie zieht ihn durch ein tiefes Tal, trägt ihn zum Kamm einer neuen hinauf, die ihn verschlingt. Doch im nächsten Augenblick saugt ihn die Flut wieder dem hilflosen Dampfer zu. Zehnmal glauben die am Ufer, das Wasser müsse ihn ersticken, die Anstrengung ihn töten.

Doch dann sehen sie, wie die Leute auf dem Wrack ein Tau ins Wasser werfen und Laity an Bord ziehen. Gleich darauf spannt sich die Leine und zieht das daran gebundene Tau zum Schiff hinüber. Die Besatzung des Dampfers rettet sich daran ans Land. Einen Mann spült eine Welle noch über Bord. Laity, selbst erschöpft, springt dem Ohnmächtigen nach und rettet ihn. Er und der Kapitän verlassen als letzte das Wrack. Wäre Laity nicht gewesen, so würde der Führer der Rettungsmannschaft seinen Leuten eine Stunde später befohlen haben: „Boot in den Schuppen zurück! Dort draußen lebt keiner mehr."

Das alles ist nur ein kleiner Teil dessen, was die Worte bedeuten: „Orkan über dem Kanal." Sei froh, daß dir das Meer so fern liegt. Sicher aber nicht so fern wie jenem Amerikaner, der dieser Tage mit dem Riesendampfer Homeric in Southampton landete und als Wichtigstes von seinen Erlebnissen im Orkan zu berichten wußte, die Musikkapelle sei während des Spiels von ihrem Podium in den Speisesaal geworfen worden. Es kommt ja nur auf den Gesichtspunkt an, unter dem man eine Sache betrachtet.

Der Strich durch die Rechnung.

Historische Skizze von Georg Paul Lücke.

„Eh bien", sagte Charles de Rohan, Prinz von Soubise, „lassen wir den Marquis de Brandebourg sein Mittagsmahl mit der erforderlichen Ruhe verdauen, das Souper werden wir gemeinsam nehmen . . ."

Vorsichtig, die Ärmelspitze nicht zu beschmutzen, gabelte er das letzte Stückchen des burgundischen Kapauns vom silbernen Teller, wischte dann mit dem parfümierten Seidentuch die spöttisch lächelnden Lippen.

Am Zelteingang stand der Prinz von Sachsen-Hildburghausen und spähte hinüber, wo fern die Rauchsäulen im Preußenlager träge in den Mittag stiegen. Nichts rührte sich dort. Schlief der große König, schliefen die Generale? Zur Rechten blitzten die Waffen der Reichsarmee, zum Angriff bereit. Ein Raunen kam von dort, zuweilen kurze Befehle dazwischen, bald aber übertönt durch das Plaudern der Damen und Kavaliere, die sich bereit machten, von einem waldgeschützten Hügel das werdende Schauspiel zu betrachten. —

Soubise trat ihm zur Seite: „Mon prince, sie wagen es nicht, uns anzugreifen. Wir wollen sie einkreisen und gefangen nehmen", und dann nach links sich wendend: „Ah, madame la Comtesse? Sie sollen die erste sein, der heute abend der Preußenkönig das Händchen küßt."

Mit einem Silberlachen dankte die Gräfin von Billonviers der ihr zugedachten besonderen Ehre. —

„Speck mit Bohnen!" meldete die Küchenordonnanz. Doch, um den König geschart, hatte die Generalität kein Interesse dafür. Die Blicke spannten sich auf die über den Holztisch gebreitete Karte. Harte, sonnenbraune Finger deuteten dahin und dorthin, zogen Luftlinien, alle in einer Richtung, wo die roten Vierecke den Stand der Exekutionsarmee bei Roßbach markierten. —

„Fünfzigtausend!" meinte nachdenklich La Motte-Fouqué. —

„Nur zwanzigtausend dagegen, die doppelt wiegen. Fehlen immer noch zehntausend. Auf jeden der Unserigen also zwei und ein halber Mann", kalkulierte Ferdinand von Braunschweig.

Stirnen furchten sich, Lippen bissen aufeinander. Selbst der König hatte einen fragenden Blick für die Runde.

Nur einer gab aus der Ecke ein jungenhaftes Lachen, paffte eine blaue Wolke fragwürdigen Tabaks aus der Pfeife. Ein Sonnenstrahl, der sich durch das blinde Fenster stahl, schlug Silberfunken aus dem Küraß, den das breite rote Ordensband wie eine Wunde aufriß. Keck pfiff sich General Seydlitz den Hohenfriedberger, den fern irgendwo eine Musikkapelle intonierte. Was scherte ihn die Karte da? Sein Plan stand nicht geschrieben, den trug er im wilden rheinischen Blut.

Da schlug die Tür auf. Im Rahmen stand Esterhazy, der junge Kornett in Habtachtstellung mit gespreizten Beinen: „Vom rechten Flügel zu melden: Der Feind setzt sich in Marsch!"

Der König nickte. Kein Wort fiel. Hart fuhr Friedrichs Blauauge durch den dumpfen Raum, von einem zum anderen, bohrte sich in die Augen der Treuen, weilte etwas länger auf dem langen Seydlitz, der rücklings auf dem Holzstuhl saß und sich von neuem die Pfeife stopfte. Dann schritt der König mit kurzem Gruß, die Hände auf dem Rücken, hart und fest zur Türe. Stühle rückten, Türen schlugen, quietschten in den Angeln. Die Stube war leer.

Nur einer stand noch da, blickte auf die dampfenden, gefüllten Schüsseln, kniff die Lippen übereinander. Mit leerem Magen? Wer weiß, ob und wann man noch einmal Speck mit Bohnen bekam! Und während die Reiterei am linken Flügel des Führers harrte, suchte sich Seydlitz die besten Brocken aus den hölzernen Schüsseln.

Irgendwo grollte Kanonendonner auf, knatterte Pelotonfeuer. Im Schnellschritt stapfte eine Kompagnie durch die Dorfstraße. Verbissene Mienen griffen vorwärts in den Feind. Signale schmetterten, Hunde heulten in langgezogenen Lauten. Fernher, wellenartig vom Winde getragen, pulste ein Reitermarsch das Blut, riß Trommelschlag zum Angriff.

Ein Roß wieherte draußen ungeduldig, sein Roß. Da schritt der lange Graf elastisch hinaus, schwang sich in den Sattel und preschte davon. —

Ehern stand die Phalanx, die Novembersonne glühte in den Kürassen, Mann und Roß wie in Stein gehauen. Kurze Befehle ergingen, pflanzten sich fort, verhallten in der Ferne. Der General trabte die Front ab, hielt da und dort, rügte schiefen Sitz eines Koppels, ritt hin, rückte einen Hut zurecht, eine Kokarde. Am rechten Flügel schon tobte die Schlacht, wankte im ersten Anprall die preußische Front vor der Übermacht und bog sich leicht zurück.

Kein Befehl?

Seydlitz hielt an der Spitze seiner Reiterei, stand regungslos halb in den Bügeln, bohrte den Blick in den fern aufwirbelnden Dampf. —

Über das Brachfeld, aus beschaulicher Ruhe aufgeschreckt, sprang ein Hase im Zickzack, schlug einen Haken und verschwand in jäher Flucht.

Kein Befehl.

Verdammt, diese Subordination! Da hinter ihm die Maschine, — ein Hebeldruck nur und sie kam in Bewegung. Nur einen Blickpunkt hatten Roß und Mann, — ihn. — Gefährlich schon bog sich der rechte Flügel zurück, ein gespannter Bogen, der platzen mußte, wenn man die Sehne nicht schnellen ließ.

Und kein Befehl.

Hatte der König ihn vergessen? Der König? Heiß fuhr es ihm durch die Brust: Vielleicht konnte er den Befehl nicht mehr geben, vielleicht . . .?

Da warf jäh auffahrend General Seydlitz die Tonpfeife in die Luft, fing sie im Flug und barg sie unter dem Koller. —

„Mon Dieu! — Wer ist der Herr dort? Ist er bei Sinnen?"

Der Prinz von Soubise schüttelte das Haupt, daß der Puder stäubte. Das ging doch gegen jede Regel der Kriegskunst. Ein Angriff in der Diagonale? Der eine Flügel ungedeckt? Man würde seine Front aufrollen. Sehr einfach das.

Er gab den Befehl zum Gegenangriff: Schwenkung des rechten Flügels, dann en avant! En carrière!

Aber es gab gegen einen Seydlitz keine Taktik. Der schlug mit sausendem Pallasch jede Berechnung kurz und klein. Und ehe noch der Prinz das Tuch zog, um den perlenden Schweiß von der Stirne zu wischen, saß der Keil mitten drinnen in der Mauer. Wie ein Wirbel fegten die Kürassiere durch, schwenkten nach beiden Seiten zum Angriff, und die Reichsarmee, die gekommen war, an dem geächteten Preußenkönig das Exempel zu statuieren, suchte in wilder Flucht die einzige Rettung. —

Te Deum laudamus!

Der letzte Klang verhallte in der Abendstille, da suchte des Königs Auge unwillig unter den Generalen.

„General Seydlitz!"

Noch dampfte vom scharfen Ritt das Roß unter dem Reiter, der, des Donnerwetters gewärtig, Majestät salutierte.

„Nennt Er das eine Schlacht? Ist das Strategie?"

„Majestät!"

„Ach was, Majestät. Er hat mir den ganzen Plan verpfuscht mit seiner Schweinerei. Wegtreten!"

Doch hinter dem breiten Rücken des zurückschwenkenden Generals kam ein Lächeln auf in des Königs Augen: Vielleicht hatte der da recht? — Der beste Plan war das Schwert. — Und der Sieger von Roßbach? Das war der Fritz von Seydlitz und nicht der Fritz von Preußen.

Lustige Rundschau

* **Angsthase.** „Um Himmelswillen, ich habe meine Brieftasche mit fünfhundert Mark verloren!!" — „Na, hast du denn schon überall nachgesehen?" — „Natürlich! In allen Taschen, auch in der einen Hosentasche!" — „Na, und die andere?!" — „Traue ich mich denn? Wenn sie da auch nicht drin ist, dann trifft mich der Schlag!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.